

Landgewinn: Ein Vorwort

Als ich das Buch *Foreign Affairs: Die Abenteuer einiger Engländer in Deutschland 1900 bis 1947* schrieb, stieß ich immer wieder auf sogenannte Image-Studies, Abhandlungen, die sich zum Beispiel mit dem Englandbild der Deutschen und dem Deutschlandbild der Engländer zu verschiedenen Zeiten befassten – Imagologie und neuerdings auch interkulturelle Hermeneutik wird diese florierende Forschungsrichtung genannt. Ich konnte besagte Studien zwar nicht verwenden, weil meine Protagonisten sich wenig Gedanken über Deutschland machten, sondern es nur sehr gut gebrauchen konnten: um beispielsweise das liberale Scheidungsrecht des Deutschen Reiches für die eigenen Zwecke auszunutzen (Ford Madox Ford) oder um in der Welthauptstadt der Schwulen-Kultur, in Berlin, eine aufregende Zeit zu verbringen (W. H. Auden, Christopher Isherwood, Stephen Spender). Diese Engländer lebten Deutschland und haben sich tatsächlich niemals dazu hinreißen lassen, Meinungsartikel über ihr Gastland abzusetzen. Meinungsartikel aber sind der Stoff der Imagologie.

Es fiel mir jedoch damals auf, dass es unter den Image-Studies keine einzige Abhandlung gab, die im Sinne von »Internal Affairs« die Sicht der Deutschen auf ihr eigenes Land nachzeichnete, speziell auf das Deutschland in der Zeit der Weimarer Republik, in der voraussehbar das eigene Bild am schwersten und gleichzeitig am dringendsten zu erstellen war. Ich würde so weit gehen zu sagen, dass Deutschland nach dem Großen Krieg überhaupt zum ersten Mal einer intensiven und genauen Betrachtung unterzogen und nicht nur von der Geographie beschrieben und von der Publizistik ermahnt oder bejammert wurde. Das eigene Land gibt immer eine schnell aufgerichtete Projektionsfläche her, und es sei sofort konzidiert, dass der Krieg, die »Ideen von 1914« und die Niederlage von 1918 für die Positionierung Deutschlands entscheidende Weichen stellten und unzählige Schriften zur Folge hatten, die Denkschriften zu nennen zu weit gehen würde. Das Verfahren hieß Wesensschau und war eine Art Großhandel in Essenzen, Klischees, Bildern und vor allem Spiegelbildern. Der Großteil der in diesem Buch behandelten Werke geht aber anders mit dem Thema Deutschland um. Bei der Auswahl der Texte behielt ich die Distanz gegenüber dem

Meinungsartikel bei, dem von oben herab diktierten Essay über Deutschland und die Deutschen. Der Einsatz musste größer, erfahrungshungriger sein und detailreicher in seinen Ergebnissen. Für die hier zu Wort kommenden pragmatischen Patrioten, also für die an den Pragmata, den Sachverhalten orientierten Deutschlandkundler gilt, dass bei ihnen sorgfältiges Entfalten vor Projektion rangierte, Empirie vor Imagination kam und das ewige Denken in Oppositionen schlichtweg aussetzte. »[D]ie ›allgemeinen Dinge‹ [...] innerhalb einer bestimmten Konkretion [...] zu sagen«, so beschrieb Siegfried Kracauer, auch ein Gegner »des verblasenen deutschen Denkens«, die Aufgabe des Feuilletons der *Frankfurter Zeitung*: »Arbeit im Material, das ist gerade auch in Deutschland eine richtige Parole.«ⁱⁱ So verstanden konnte die Zuwendung zum Eigenen auch die Begegnung mit dem kulturell Fremden bedeuten: siehe den Titel meines Buches, in dem ich den bayerischen Publizisten Josef Hofmiller zitiere.

Der Ruf »Zu den Sachen!« erfasste sogar die Weltanschauungsliteratur. Man muss sich vergegenwärtigen, dass Arthur Moeller van den Bruck, neben Oswald Spengler der Herold dieser Gattung, das erste Hauptwerk in der Sparte »Regionalismus mit Sendungsbewusstsein« zwar erwartungsgemäß Preußen widmete, aber den Titel seines Buches *Der preußische Stil* so ernst und wörtlich nahm, dass er eine lange Reihe von zum Teil sehr überzeugenden Architekturanalysen anstellte und nicht »einfach« das Wesen des Preußischen aus irgendwelchen Axiomen ableitete. Und was Moeller konnte, das konnten die anderen, die sich aufmachten, Deutschland nach 1918 von Grund auf kennenzulernen, auch und besser.

Wer Deutschland neu entdecken wollte, musste erst einmal um das Ansichtskarten-Deutschland einen Bogen machen. Ein Buch wie Eugen Diesels *Das Land der Deutschen* von 1931 ließ sich weder für die Zwecke der alten und der neuen Nationalisten noch als Handbuch der Tourismuswerbung einsetzen. Es hat auf 259 großformatigen Seiten mit 481 Abbildungen so viel über deutsche Landschaft, deutsche Kultur und deutsche »Wandlung«, sprich Modernisierung mitzuteilen, dass für den Kölner Dom oder das Völkerschlachtdenkmal schlicht kein Platz bleibt. In die *Lebensbilder deutscher Städte* hat Ricarda Huch zwar Köln aufgenommen und ebenso den Dom, aber da sie 70 Städte behandelt, sind die weniger bekannten oder nie gleichrangig gewürdigten Orte in der Mehrzahl: Paderborn, Marburg, Zerbst und viele mehr. Ich sage zwar im Untertitel *Das Deutschlandbild der Deutschen*, fürchte aber, dass auch dieses Buch von den Erforschern nationaler Stereotypen nicht so recht anerkannt werden wird. Indem es – typisch deutsch! – von seinen Protagonisten Leistung und Arbeit an der »Sache«, »im Material« verlangt, kommen Standardaussagen eher selten vor. Das Wort »Deutschlandbild« nehme ich allerdings in dem Sinne ernst, als ich als Kunsthistoriker mit Bildern etwas ausführlicher umzugehen gewohnt bin und diese Praxis gerne auch auf die Texte, das Hauptmaterial dieses Buches, übertrage.

Ein Blick auf die Überschriften der drei Teile: »Deutsche Vielfalt«, »Das Land der Deutschen« und »Deutschland, ein Land der Städte« zeigt an, was fehlt: Die Deutschen als Volk, als Typ kommen hier nicht vor. Das wäre ein zweites Buch geworden, und eines, das sich auf viele Vorarbeiten hätte stützen können: auf Studien zum Porträt in Malerei, Fotografie und Roman, zur Rassen-, Volks- und Gesellschaftskunde, zur Rollenverteilung in Drama und Film und zur Lehre der Physiognomie, die in den zwanziger Jahren eine letzte Hochblüte erlebte. Was die Überschriften der Hauptteile aber nicht anzeigen: Es wird unmöglich sein, eine auch nur annähernd repräsentative Darstellung der Deutschlandbilder zu geben, die das rechte und konservative Spektrum entwarf. Dies stellt jedoch keinen gravierenden Mangel dar: Da diese Sichtweisen zur Vorgeschichte des Nationalsozialismus gehören, sind sie zum allergrößten Teil hervorragend bearbeitet. Der zweite Grund für ihre Vernachlässigung besteht in dem oben genannten Auswahlkriterium: Diese Arbeiten des rechten Spektrums basierten nicht auf eigener und aktueller Anschauung, sie taten das noch nicht einmal, wenn sie den Verlust deutscher Lande beklagten und eigentlich deren besonderen Wert und spezifisches »Deutschsein« hätten herausarbeiten müssen, um sie zurückzugewinnen. Die Rede ist von der deutschen Grenzlandkunde, die ein besonders aktives Feld konservativer Agitation war. Die hier engagierten Autoren sprachen von der »magnetischen Kraft der neuen Grenzmarken«. Nirgendwo sei Deutschland echter, essenzieller anwesend als dort, wo es politisch aufgehört hatte zu bestehen oder wo es sich als neue Grenzmark gegen neue Nachbarn rüstete. Aber liest man die einschlägigen Traktate, erfährt man sehr wenig über dieses verdichtete, aber verlorene Deutschland, weder über seine Geschichte noch seine Gegenwart – allenfalls Brauchtum wird erinnert. Dieser ganz besonderen Kunde und dem Thema Grenze widme ich aber trotzdem ein Kapitel, und sei es nur, um die Folie zu schaffen, vor der der Elsässer René Schickele seine aktuelle Bestandsaufnahme und seine Vision von einer Art ökumenischem Grenzland entwickeln kann. Darüber hinaus gibt es noch andere Kunden, die so zeittypisch und so deutsch sind, dass sie hier nicht fehlen dürfen: Die Geopolitik und Spielarten einer nationalen Geographie gehören dazu, aber auch die genuin deutsche Idee des Reiches soll behandelt werden, wenn auch zugegebenermaßen die Vorstellung vom Reich uns am weitesten entfernt von dem Postulat nach authentischer Erfahrung und hingebungsvollem Studium.

Der Aktionsradius der überzeugten Landes- und Heimatkundler der Zwischenkriegszeit war verschieden weit. Meine Autoren und Künstler konnten sich auf eine *Stadt* konzentrieren. Beispiele werden sein: Erik Reger für Essen, Alfred Döblin und Hans Heinrich Ehrler für Berlin und Ernst Bloch für Stadt und Gegenstadt: für Ludwigshafen und Mannheim. Andere Autoren konnten sich einen *Landkreis* vornehmen. Hier werden wir exemplarisch das *Heimatsbuch des Kreises Steinburg* vorstellen. Wiederum andere konnten eine *Region* zum Gegenstand ihrer Devotion oder ihrer Exploration machen. Behandeln werden wir unter diesem Rubrum René Schickele

und das Elsass, Alfons Paquet und die Rheinlande, Erik Reger und Heinrich Hauser und das Industriegebiet an Rhein und Ruhr, Arnolt Bronnen und Oberschlesien sowie Hans Jürgen von der Wense und die von ihm selbst zugeschnittene »Region Wense«, die er sich in einem Umkreis von 100 Kilometern rund um Kassel erarbeitet hat. Wense ist eigentlich der Titularheilige dieser unorganisierten Bewegung, die Deutschland nicht mit der Seele, sondern mit allen Sinnen suchte. Er hat die »immersion totale«, die Versenkung in das tiefe und namenlose Deutschland wie kein anderer praktiziert und gelebt – und zu Lebzeiten nie etwas darüber publiziert. In die Kategorie *Regionalismus* gehört weiterhin die neue Disziplin der Geschichtlichen Landeskunde, die aus vielen Gründen in der Weimarer Zeit aufkam. Es gab aber auch Autoren, die sich zutrauten über und für und manchmal gegen ganz *Deutschland* zu sprechen: Ricarda Huch und Eugen Diesel habe ich schon erwähnt, Konrad Weiss und Alfred Kerr sind ebenfalls hier zu nennen.

Ganz Deutschland? In der bedeutendsten Gegenwartsanalyse der Weimarer Jahre, in Karl Jaspers' *Die geistige Situation der Zeit* (1930), heißt es lapidar: »Was das Ganze ist, über die jeweilige Perspektive in einer Situation hinaus, bleibt unfasslich.«ⁱⁱⁱ »Denn woraus ich in keinem Sinne heraustreten kann, kann ich nicht wie von außen überblicken.«^{iv} Damit hatte Jaspers sowohl Nietzsches Immanenzprinzip als auch dessen Perspektivismus bestätigt, wobei Perspektivismus jetzt im Leitbegriff der Situation, im »Kennen meiner Welt«, existenzphilosophisch aufgeladen wird. Jaspers hält aber nicht nur die »Bilder des Ganzen« für falsch, weil unmöglich, sondern lehnt auch »die schlagende Bestimmtheit des Besonderen« ab, worunter wir das sprechende Detail, den aufschlussreichen Beleg, den Fall, das »objet trouvé«, vielleicht auch so etwas verstehen dürfen, was bei Walter Benjamin Denkbild heißt: Allgemeinheit aus der Konkretheit der Anschauung zu gewinnen und wieder in diese zu überführen, das wäre, noch einmal anders ausgedrückt, die Aufgabe der »Arbeit im Material«. Jaspers Reserven gegenüber dem Ganzen und dem Besonderen mögen philosophisch ihre Richtigkeit haben, führen aber literarisch und bildkünstlerisch in eine unproduktive Sackgasse. Klar, die Hundert-Kilometer-Zone um Kassel herum zum Nabel deutscher Natur und Kultur zu erklären und sich ihr viele Jahre lang zu widmen, ist ein Akt extremen Dezisionismus. Nichts anderes wäre über Schickeles und Paquets lebenslangen Einsatz für die Rheinlande zu sagen, aber Paquet kann selbst erklären, wie er seine Region zur Weltlandschaft aufsteigen sieht:

Niemand kann uns zwingen, unter dem Rheinland nur einen Ausschnitt zu verstehen, der sich als Provinz so nennen mag. Weder die Rheinprovinz im preußischen, hessischen, pfälzisch-bayerischen oder badischen Sinne ist das Rheinland, sondern nur die ganze vielgestaltige Landschaft, die der durch tausendfache Arbeitsbeziehungen, durch kostbare Erbschaft

ehrwürdig gewordene Strom durchfließt. Dieser Strom ist eine Einheit. Er ist eine zusammenhängende Biographie von den Alpen bis an das Meer.^v

Und gleichzeitig sind die »zergrenzten« Rheinlande das Abbild Europas in seiner Ganzheit. Auf einer Tagung rheinischer Schriftsteller im Jahr 1927 führte Paquet aus:

Denn die Leiden dieses ganzen Festlands, das jetzt in 35 einander eifersüchtig bewachender, unerträglich verschuldeter und bis an die Zähne sich bewaffnender Staaten getrennt ist, finden ja in den Erfahrungen des Rheinlandes ihr Abbild. Und das Rheinland, das aus einer inneren Gebundenheit herausstrebt, ist ein Abbild unseres ganzen reich bevölkerten, von Tradition durchflochtenen Festlandes, das neue Ziele, ein Wunschbild seiner Zukunft braucht, um zu zeigen, wie jünglingshaft sein wirkliches Wesen ist.^{vi}

Nachdem Deutschland sich bis 1914 in der Mitte und wohl auch in einer europäischen Spitzenposition gesehen hatte, begriff man sich jetzt nur als Abbild der gesamteuropäischen Misere und entdeckte im Inneren weitere kleine Wiederholungen des großen Zustandes – ein für die Weimarer Epoche typisches Mikro-Makro-Kosmos-Denken, dem wir immer wieder begegnen werden. Derart universalistischer Regionalismus musste sich jedoch am Exemplarischen erst einmal exemplarisch bewähren. So ist etwa auf dem Gipfel eines im Krieg erbittert umkämpften Berges Rück- und Ausblick zu halten: auf Elsass und Baden, auf Frankreich und Deutschland, um nicht zu sagen: auf die Welt. René Schickele ist hier angesprochen. Oder am Beispiel Bamberg aufzuzeigen, wie man mit einem in sieben Jahrhunderten gewachsenen Stadtensemble umgeht, in dem »Verwandtschaft und gegensätzliche Spannung« im »Zusammenstoß« der baulichen Akzente die Stadtgestalt erzeugen, und darin den deutschen Umgang mit Diversität und Dynamik zu erkennen – dies gelang zum Beispiel Konrad Weiss. Die Exempla mussten statuiert werden. Neue Formen der Annäherung und Beschreibung waren gefragt. Unsere Autoren ersetzten dafür die in Orts- und Landesbeschreibungen übliche Praxis des Lobens und Feierns durch eine Art von »dichter Beschreibung«. Sie ist die Form, die jener Erzqualität gerecht werden kann, die deutsche Vielfalt heißt. Dieser Kategorie widme ich den ersten Teil dieses Buches. Wenn Jaspers vom Ganzen sagt: »Das Ganze ist eine Spannung des Unvereinbaren«^{vii}, dann kann er unter den Bedingungen der Weimarer Zeit und ganz bestimmt der Jahre 1930/31 mit spontaner Zustimmung rechnen. Viele Autoren, die ich hier vorstelle, haben sich aber mit dem zeitdiagnostischen Befund Zerrissenheit und Chaos nicht zufrieden gegeben, sondern haben kompensatorisch *und* empirisch belastbar die Gegen-Qualitäten von Fülle und Reichtum gestärkt. Vielheit sollte Vielfalt werden.

Aber um beim Methodischen zu bleiben und noch einmal an Jaspers bzw. Nietzsche anzuknüpfen: Perspektivismus ist natürlich ebenfalls eine Methode der Annä-

herung. Einige Autoren vollziehen eine mehr als kantianische, nämlich eine existentielle Wende und verorten sich selbst in ihrem Gegenstand, ganz im Sinne von Jaspers, der sagt: »So wenig die Welt, die ich kennen kann, ohne Ich ist, das sie kennt, so wenig Ich ohne Welt, in der ich erst Ich bin. Es ist keine ichlose Welt und kein weltloses Ich.«^{viii} Der existenzialistische Mehrwert würde heißen, dass das Ich, das sich auf die große Stadt oder auf die Landschaft einlässt, Perspektiv- und Handlungsträger in Personalunion ist. Solches Involviertsein resultiert auch aus dem Gefühl, sich einem unbekanntem Land besser experimentell zu nähern bzw. seine eigene Fremdheit und einen neuen Zeitindex an scheinbar sehr bekannte Gegenstände heranzutragen. Der heute vergessene Berlin-Reisende Hans Heinrich Ehrler hat auf diese Weise die Reichshauptstadt im Selbstversuch erschlossen. Ehrler testet die Stadt und sich selbst, er mischt sich ein und grüßt Leute auf der Straße, wie er es zu Hause in seiner »Siedlung« tut, er rettet eine Passantin, begleitet eine Hure auf ihrem langen nächtlichen Weg nach Hause und, ergriffen vom Geschehen auf der Bühne, ergreift er je eine Hand der neben ihm sitzenden unbekanntem Frauen – derart »eingreifendes« Verhalten geht dann doch über Perspektivismus hinaus. Doch muss man auch sehen, dass wir von einer Zeit handeln, in der Neue Sachlichkeit und ein neuer Klassizismus strikte Normen des Un- und Überpersönlichen setzen. Das beste Beispiel für den neuen Klassizismus in der Geschichtsschreibung und Landeskunde ist wiederum Ricarda Huch. Der Germanist Fritz Strich hat 1931 den dichterischen Entwicklungsgang der Ricarda Huch als einen Übergang von einer »Kunst der Persönlichkeit« zu einer »unpersönlichen Volkskunst« beschrieben – das letztere Stadium habe sie mit den drei Bänden *Lebensbilder deutscher Städte* erreicht, in denen sie nur einmal Ich sagt und sich der Erkenntnis eines ganzen Landes stellt.^{ix}

Das Deutschlandbild, das aus eigener Erfahrung und neuer Anschauung entstand, muss aber auf jeden Fall ergänzt werden durch die Geschichte des praktischen Umgangs der Deutschen mit ihrem Land. Das schließt so diverse Themen mit ein wie die territoriale Gliederung des Reiches, die Frage der neuen Grenzen und Grenzlande, aber auch Bodenpolitik, Agrarfrage und Siedlungsprogramme sowie das neue Fach der Regionalplanung. Nicht zu vergessen das ideologische Marketing bestimmter Orte und Regionen. Die Republik nannte sich nicht von ungefähr und nicht ohne Folgen nach einem sehr speziellen Ort. Geopraxis und Geographie, Landesausbau und Landeskunde kann man unter dem Stichwort Innere Kolonisation lose zusammenbringen. Innere Kolonisation meint zuerst eine staats- und sozialpolitische Maßnahme, die auf Rücksiedlung, Umverteilung bewirtschafteten Landes, Melioration und – wie man im 18. Jahrhundert gesagt hätte – Peuplierung, also Besiedlung des platten Landes, zielte und die natürlich auch nach Ersatz für den Verlust der äußeren Kolonien und anderer Gebiete wie dem Elsass oder Westpreußen suchte. Eine Art Innerer Kolonisierung fand jedoch nicht nur auf dem Land, sondern selbst in den Städ-

ten statt, wo mit alten und neuen Ansätzen um die intensivste Form der Landnutzung überhaupt, um die Kleingartenkolonien und Freiflächenpolitik gerungen wurde. Am selben Tag, da in Weimar die Verfassung angenommen und damit das gesamte Territorium des Reiches endgültig in die Länder und Freistaaten aufgeteilt wurde, an diesem 31. Juli 1919 wurde auch die »Kleingarten- und Kleinpachtlandordnung« (KGO) verabschiedet.^x Man möchte dazu einen ironischen Kommentar finden, ist aber gehalten, auf den hohen Wert hinzuweisen, den Selbstversorgung und ein Rest von Selbstständigkeit in dieser Krisenzeit bedeuteten. Millionen waren auf den Ertrag ihrer kleinen Schollen angewiesen, Hunderttausende hatten nur in den Lauben, den behelfsmäßigen Gartenhäuschen, ein Dach über dem Kopf.

Dass wir mit dem Stichwort Innere Kolonisation und vor allem mit dem Begriff der Kolonie nicht zu weit gehen, beweist das plakative Bild »Schafft Dauerkolonien!«, das der Reichsverband der Kleingärtnervereine Deutschlands einer Werbebroschüre voranstellte, die vermutlich um 1929 herum ausgegeben wurde (Abb. 1).^{xi} Der Kampf um die Dauer der Pachtverträge wurde seit Mitte der zwanziger Jahre ausgetragen. Damals gerieten die Areale der Kleingärten unter den Druck der stark zunehmenden Siedlungsbautätigkeit. Der geschickte Wechsel von Grund und Figur, von Fläche und Tiefe und die schnittigen Diagonalen kommen aus dem Repertoire der modernen Werbegraphik. Das verwundert vielleicht, wenn man an den Auftraggeber denkt und an die uns heute so bieder erscheinende Welt der Kleingärtner. Die altmodische und sehr deutsche Fraktur scheint an diese Bestimmung anzuschließen, doch dann stellt man fest, dass das entscheidende Wort »Dauer« in der modernen, serifenlosen Schrift abgesetzt ist und dass diese Type auch die Schrift des Logos des Verbandes ist und damit offiziellen Rang hat, denn mit Sicherheit wurde dieses Abzeichen erst nach 1918 geschaffen – in einer weitverbreiteten Kleingärtner-Zeitschrift taucht es sogar erst im Jahr 1928 auf. Ein Adam hält Spaten und Pflänzling hoch, nackt, gut gebaut, bereit zur Tat: »Nun kommt die neue Zeit, nun kommt der neue Mensch«, so das Motto der Aufbruchsstimmung von 1918, wie es sich im Leitbild des »neuen Menschen« in ungezählten Texten und Bildern konkretisierte.^{xii} Man wird dieses Bild vielleicht nicht in diesem Kontext erwarten, aber dem Utopischen ist damit noch kein Ende gesetzt: Auf den Spaten Adams wartet visionäres Neuland, deutsches Land wird als jungfräulicher, erst noch zu gewinnender Boden ausgegeben, von der viel beschworenen Raumnot kann keine Rede sein, das Terrain fluchtet dynamisch in beträchtliche Tiefe, und die »Lauben« sind so klein und gleichmäßig konzipiert, dass auch der Enge und dem Wildwuchs, den Kennzeichen der alten Schrebergärten, »vorgebaut« zu sein scheint. Das Land ist jedoch streng parzelliert und heißt deswegen Kolonie. Die »Bodenfrage«, die »Bodenreform« waren nur im und für das Kollektiv zu lösen: Für dieses steht hier der Jedermann Adam ein. Das Thema war aber von höchster Bedeutung und hatte Verfassungsrang, und so passt es doch, dass am 31. Juli 1919 nicht nur die Belange der Kleingärtner neu ge-



Abb. 1. Titelbild der Broschüre *Schafft Dauerkolonien*, um 1929

ordnet, sondern auch der Artikel 155 der Reichsverfassung verabschiedet wurde. Er lautet:

Die Verteilung und Nutzung des Bodens wird von Staats wegen in einer Weise überwacht, die Missbrauch verhütet und dem Ziele zustrebt, jedem Deutschen eine gesunde Wohnung und allen deutschen Familien, besonders den kinderreichen, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Wohn- und Wirtschaftsheimstätte zu sichern. [...] Grundbesitz, dessen Erwerb zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses, zur Förderung der Siedlung und Urbarmachung oder zur Hebung der Landwirtschaft nötig ist, kann enteignet werden. Die Fideikomnisse sind aufzulösen. Die Bearbeitung und Ausnutzung des Bodens ist eine Pflicht des Grundbesitzers gegenüber der Gemeinschaft. Die Wertsteigerung des Bodens, die ohne eine Arbeits- oder Kapitalaufwendung auf das Grundstück entsteht, ist für die Gesamtheit nutzbar zu machen. Alle Bodenschätze und alle wirtschaftlich nutzbaren Naturkräfte stehen unter der Aufsicht des Staates. Private Regale sind im Wege der Gesetzgebung auf den Staat zu überführen.

Lässt man einmal die Bestimmungen außer Acht, die das Reich aus der Monarchie in eine Demokratie überführen, ist Paragraph 155 der fortschrittlichste, der kühnste Artikel der Weimarer Verfassung. Kühn, weil alles Territoriale eine höchst sensible Materie ist – damals wie heute. Der Grund – wörtlich genommen – des Feudalismus wird in einem wichtigen Aspekt angegriffen (Stichwort: Abschaffung des Fideikommiss), doch der Großgrundbesitz als solcher bleibt noch unangetastet. Als der Staat auf diesen zugreifen wollte, im Geiste des Artikels 155 und um Strukturen von der Art zu schaffen, wie sie das Plakat der Abb. 1 propagiert, da war das Ende der Republik sehr schnell gekommen. »Space matters«, das gilt nicht nur für die Anfänge, sondern für die ganze Weimarer Ära und für ihr fatales Ende.